

November 1865

Zürich und Winterthur

«Mehr Äther!», forderte Billroth, denn die Frau auf dem Operationstisch stöhnte immer noch.

Sein Assistent träufelte mehr von der betäubenden Flüssigkeit auf die mit Baumwollstoff bespannte Atemmaske, stellte die Tropfflasche auf das Instrumententischchen zurück und sah den Chirurgen an.

«Wo bleibt Doktor Knoll?», fragte der und wandte sich nach der Hebamme um.

Diese hob hilflos die Hände.

Da keine Kutsche bereitgestanden hatte, war die Kreissende, begleitet von ebendieser Hebamme, unter höllischen Wehen und stark blutend auf einem Pferdefuhrwerk geradewegs ins Kantonale Spital statt in die Gebäranstalt gefahren und *in extremis* in den Operationssaal gekarrt worden. Billroth hatte die blutdurchtränkten Tücher zurückgeschlagen, die schon fast ohnmächtige Frau unter den Augen der Hebamme, einer tüchtigen und erfahrenen Person, auf dem Schragen untersucht und genau wie diese festgestellt, dass die Geburt unmöglich auf natürlichem Weg erfolgen konnte. Dann hatte er sie von zwei Wärtern auf den Operationstisch heben lassen. Jetzt griff er zum Stethoskop,

setzte den Kopf des hölzernen Hörrohrs auf den entblösten Bauch der narkotisierten Gebärenden und horchte.

«Kaum mehr Herztöne», murmelte er und richtete sich auf. «Wir warten nicht länger.»

Sein Assistent und die Hebamme hielten den Atem an. Die Zuschauer tuschelten und reckten die Häuse.

«Skalpell!»

Billroth streckte die rechte Hand aus. Mit der linken spannte er schon die Bauchdecke. Wortlos drückte der junge Doktor Wehrli ihm das Operationsmesser in die Hand. Er wusste: Das war ein Notfall, das noch ungeborene Kind konnte jeden Augenblick sterben. Und die Mutter auch. Doch was der Operateur allem Anschein nach in Angriff nahm, hatte am Kantonalen Spital noch keiner gewagt; in den engen Räumen der Gebäranstalt am Predigerplatz sowieso nicht. Billroth hatte den Kaiserschnitt noch nie an einer Lebenden ausgeführt, aber ihm blieb keine Wahl. Operierte er nicht sofort, würde die Frau sterben und er würde eine Tote von ihrem Kind entbinden müssen. Mit Breslau hatte er den Eingriff im Sezierraum studiert und eingeübt. Er hätte viel darum gegeben, jetzt zusammen mit diesem bewährten Geburtshelfer und Gynäkologen operieren zu können. Doch der war kürzlich an einer Infektion mit Leichengift verstorben. Und auf seinen Nachfolger Knoll war kein Verlass.

Nur kurz blickte der Chirurg nach oben. Eine Wolke zog über die Kuppel des Operationssaals hinweg, durch die das ohnehin spärliche Tageslicht auf den Operationstisch fiel. Ausreichende Beleuchtung war jetzt entscheidend. Schon wollte er einen Wärter nach der Petroleumleuchte schicken, da verzog sich die Wolke wieder. Billroth blieb die Ruhe selbst. Doch seine Hände arbeiteten flink. So flink hatte Wehrli noch nie einen Chirurgen operieren sehen. Beängstigend flink: Im Nu hatte Billroth die Bauchdecke durchtrennt.

«Klemme!»

Billroth nahm dem Assistenten das Instrument aus der Hand, klemmte blitzschnell ein spritzendes Blutgefäß ab, wiederholte die Prozedur mit weiteren Klemmen zwei, drei Mal, stopfte dann ein Tuch in die Operationswunde, um die schwächeren Blutungen einzudämmen, und setzte das Skalpell wieder an.

«Spreizen!», wies er seinen Assistenten an.

Wehrli zog mit zwei breiten metallenen Haken die Bauchdecke auseinander, damit der Chirurg freie Sicht und freie Hand hatte. Nach wenigen Augenblicken lag die zum Bersten gespannte Gebärmutter vor ihnen. Billroth schnitt sie mit fein geführtem Skalpell auf und wand ein schon fast blaues, zuckendes Menschlein heraus. Er hob das Kind an den Füßen in die Höhe.

«Schere! Durchtrennen Sie die Nabelschnur.»

Wehrli tat wie geheißen.

«Das war höchste Zeit», meinte Billroth. «Aber das Kind lebt. Willkommen, kleiner Erdenbürger.»

Er gab dem Neugeborenen einen Klaps auf den Hintern. Als es zu schreien anfangte, legte er es der Hebamme in die Arme.

Die Ärzte und Studenten auf den Rängen des Amphitheaters applaudierten. Der Beifall, so legte es Billroth aus, galt dem Neugeborenen, nicht ihm. Es waren nur wenige Zuschauer anwesend, denn für diesen Tag waren bloss kleinere Eingriffe vorgesehen gewesen. Deshalb hatte er auch auf den zweiten Assistenten verzichtet. Bei grösseren Operationen wie der Hüftgelenksresektion, der Operation eines Kropfs oder der Eierstöcke assistierten ihm jeweils zwei Ärzte und ein Unterassistent, der die Narkose applizierte. Das steil ansteigende Auditorium war an solchen Tagen immer bis auf den letzten Platz besetzt.

«Jetzt müssen wir uns um die Mutter kümmern», sagte Billroth und griff in die aufgeschnittene Gebärmutter.

«*Placenta praevia*», stellte er fest.

Das bedeutete, dass der Mutterkuchen den Geburtskanal versperren hatte. Mit Fingerspitzengefühl holte er die Nachgeburt heraus und liess sie neben dem Operationstisch in ein Becken gleiten, das auf dem Fussboden stand. Ein paar blutige Tropfen spritzten auf seine Hose und die lackierten Schuhe.

«So», machte er. «Haben Sie die Hände gründlich gewaschen, Doktor Wehrli?»

«Jawohl, Herr Professor», bestätigte dieser, «mit Seife.»

Jeder am Zürcher Kantonalen Spital wusste, dass Professor Billroth auf *Sauberkeit bis zur Ausschweifung* bestand. In diesem Punkt war er sich mit dem jüngst in Wien verstorbenen Geburtshelfer Ignaz Semmelweis einig. Viele Ärzte meinten, dass sich Infektionsstoffe in Form eines fauligen Dunsts, als *Miasma*, über die Luft verbreiteten, aber nach Billroths Überzeugung war ein giftiger Belag auf der Haut des Patienten oder des Chirurgen für das Wundfieber verantwortlich, das viele Frischoperierte daharraffte. Nicht nur der Leib des Kranken musste dort, wo operiert wurde, sauber sein, das galt auch für die Hände des Chirurgen, die durch gründliches Waschen von eventuell daran haftenden Giften befreit werden sollten.

«Gut. Dann prüfen Sie jetzt nach, ob der Uterus leer ist», forderte er seinen Assistenten auf. «Es dürfen keine Plazentaresten zurückbleiben. Aber Obacht! Das Gewebe ist schon arg strapaziert. Es darf auf keinen Fall reissen.»

Wehrli griff vorsichtig in die klaffende Gebärmutter und zog die blutverschmierte Hand wieder heraus.

«Der Uterus ist leer. Und er beginnt sich zu kontrahieren.»

«Sehr gut. So soll es sein. Für das Zumachen können wir uns jetzt mehr Zeit lassen. Schauen Sie her», holte der Operateur aus und führte den jungen Arzt, die anatomischen Besonderheiten des weiblichen Unterleibs erläuternd, Schritt für Schritt durch die weiteren Stationen der Operation.

Zur selben Zeit übte an diesem kalten Herbstnachmittag der in Zürich noch kaum bekannte junge deutsche Musiker Johannes Brahms mit dem Orchester der Allgemeinen Musikgesellschaft unter dessen neuem Dirigenten Friedrich Hegar das Konzert ein, das für den Abend auf dem Programm stand: das Klavierkonzert in a-moll von Robert Schumann und seine eigene Serenade für Grosses Orchester in D-Dur. Beim Schumannkonzert würde er als Solist am Flügel sitzen, für die Orchesterserenade selbst am Dirigentenpult stehen. Johann Sebastian Bachs Chromatische Fantasie, die er dann wieder als Pianist vortrug, brauchte er nicht zu üben, die hatte er intus.

Probe und Konzert fanden im Kasino am Hirschengraben statt, das einzige Lokal in Zürich, das sich für die Aufführung eines weltlichen Orchesterkonzerts eignete.

«Das wird bestimmt ein behagliches Konzert», meinte Brahms zum Dirigenten, als die Probe zu Ende war und die Orchestermusiker ihre Instrumente einpackten.

Behaglich war für Brahms alles, was ihm irgendwie zusagte.

Zürich!, dachte er. Die Menschen hier sind mir so wohlgesonnen. Viel, viel freundlicher als in Hamburg und Leipzig. Auch in Basel, wo er ein paar Tage zuvor aufgetreten war, war er sehr wohlwollend empfangen worden.

Er strich sich über die glatten Wangen. Dass ihm kein Bart wuchs, machte ihm Sorgen, dass seine Stimme knabenhaft hell klang, noch viel mehr.

Hegar nickte.

Der blutjunge Geiger und Konzertmeister war erst vor Kurzem zum Dirigenten des Orchesters berufen worden. Das bevorstehende Konzert des Abends war sein erstes Abonnementskonzert. Friedrich Hegar hatte den ehrgeizigen Plan, aus Zürich eine

führende Musikstadt zu machen. Brahms nach Zürich zu holen, war seine erste grosse Tat. Sein Vorgänger Kirchner, wie er ein Brahmsbewunderer, hatte ihn dazu ermutigt.

«Was denken Sie, Hegar, wird Doktor Billroth auch kommen?», fragte Brahms, bemüht, seine Stimme etwas tiefer klingen zu lassen.

«Daran zweifle ich keinen Moment.»

«Er hat über einige meiner Werke ja recht wohlwollende Rezensionen geschrieben.»

«Das weiss ich», lächelte Hegar. «Vor zwei Jahren, in der Neuen Zürcher Zeitung. Wir spielten unter Kirchner Ihre D-Dur-Serenade, so wie heute auch. Zum ersten Mal in Zürich, aber leider beehrten Sie uns damals nicht mit Ihrer Anwesenheit.»

«Ach, geh ...!», machte Brahms.

In seiner Brust krampfte sich etwas zusammen. Es hatte einen Grund gegeben, dass er damals nicht nach Zürich gekommen war: eine sehr junge, sehr schöne und überdies äusserst talentierte Klavierschülerin, ein wahrer Engel in seinen Augen. Sie hatte ihn, freilich ohne es zu wissen, von der Reise abgehalten. Er war nahe daran, sich dem Schmerz wieder hinzugeben. Aber er wischte die Gefühle beiseite.

«Die Wiener wollten mich halt nicht gehen lassen», meinte er obenhin. «Ich war erst kurz zuvor in der Stadt angekommen.»

«Das war doch kein Vorwurf, lieber Brahms», stellte Hegar klar. «Und jetzt sind Sie ja da. Was übrigens Billroth angeht: Sie werden nicht umhinkommen, seine Bekanntschaft zu machen. Der Mann lässt nicht locker, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat. Er verehrt Sie, wissen Sie. Seien Sie darauf gefasst, dass er Sie in sein Haus einlädt. Seine musikalischen *Soirées* in Fluntern sind Legende.»

*

In Winterthur studierte derweil ein verliebter Kandidat der Theologie den *Landboten*.

«Sophie!», rief er und drehte sich nach seiner Liebsten um, die mit dem Federkiel in der Hand am Schreibtisch sass. «Nächste Woche gibt Johannes Brahms im Haus zum Schneck ein Konzert. Rieter hat ihn also für einen Auftritt gewinnen können. Grossartig, nicht wahr? Das sollten wir uns nicht entgehen lassen.»

«Der junge Schnösel aus Hamburg?»

«Oh, so jung ist der gar nicht mehr. Auf alle Fälle ein paar Jährchen älter als ich», lachte er. «Er ist ein Genie. Ich will ihn unbedingt sehen. Und hören, natürlich.»

«Weil Schumann ihn in den höchsten Tönen rühmte?»

«Ja, auch darum. Aber nicht nur», sagte der junge Mann. «Andere rühmen ihn genauso. Und die sind noch bei Verstand.»

Als Musikfreund wusste er von der geistigen Umnachtung des grossen Komponisten und von dessen traurigem Schicksal.

«Wen meinst du?»

«Theodor ..., ehm ...»

«Kirchner?», half ihm seine Frau weiter. «Unseren Organisator? Das stimmt, er hält grosse Stücke auf Brahms. Der treulose Kerl! Geht mir nichts, dir nichts nach Zürich an den St. Peter und lässt uns hier im Stich.»

«Der auch. Aber ich dachte an Billroth, Doktor Theodor Billroth. Er hat in der Neuen Zürcher Zeitung über ihn geschrieben.»

«Ja, ich erinnere mich. Ist aber eine ganze Weile her. Nun gut, geh du nur hin. Ich habe anderes zu tun.»

Natürlich, dachte er, die Mädchen. Er hatte sich noch nicht so recht daran gewöhnt, von einem Tag auf den andern Stiefvater von zwei kleinen Kindern geworden zu sein.

«Schade. Aber ich will dich nicht drängen, liebe Frau Widmann», schmunzelte er.

Josef Viktor Widmann hatte Sophie Brodbeck erst vor wenigen Wochen geheiratet. Sein Jugendfreund Carl Spitteler hatte ihn mit ihr, seiner jung verwitweten Tante, bekannt gemacht.

«Das will ich dir auch nicht raten, lieber Gemahl», gab sie zurück und warf ihm eine Kusshand zu.

Widmann lebte noch nicht lange in Winterthur. Ein Pfarramt stand nicht in Aussicht – und darüber war er nicht einmal unglücklich –, er arbeitete aushilfsweise als Organist, als Lehrer und als Journalist. Durch seine Frau hatte er die Bekanntschaft des Winterthurer Verlegers Melchior Rieter-Biedermann gemacht, der einige von Brahms' Werken herausgegeben und alles daran gesetzt hatte, dass dieser Künstler nicht nur in Zürich, sondern auch in seiner Stadt auftrat.

*

Billroth führte mit seinem Assistenten das Operationsprogramm zu Ende, das er wegen des notfallmässigen Kaiserschnitts hatte unterbrechen müssen.

Wenn Not am Mann war, gleichgültig in welcher medizinischen Disziplin, wandte man sich am Kantonalen Spital an Professor Billroth, den Direktor der chirurgischen Klinik. Er war sechs Jahre zuvor aus der Charité Berlin nach Zürich berufen worden und galt mit seinen mittlerweile sechsenddreissig Jahren als *die* ärztliche Autorität an der hiesigen Universitätsklinik.

Eben entfernte er eine Geschwulst aus dem Nacken eines jungen Mannes.

«Sehen Sie? Ein Lipom, kein Krebs», erklärte er seinem Assistenten. «Zur Sicherheit untersuchen wir das Gewebe noch unter dem Mikroskop. Wenn die Histologie die Diagnose bestätigt, ist der Patient, sobald die Wunde verheilt ist, wieder gesund.»

Wehrli schaute fasziniert auf die Hände des Chirurgen.

Künstlerhände, dachte er. Er kannte ja die vielfältigen Talente seines Klinikdirektors. Klavierspielerhände, Violinistenfinger. Und mit der Schreibfeder so virtuos wie mit dem Skalpell.

«Übernehmen Sie, Doktor Wehrli», holte Billroth ihn aus seinen Gedanken. Die meisten Zuschauer hatten das Auditorium inzwischen verlassen. «Das war für heute der letzte Fall. Legen Sie die Wundnaht. Dann den Verband. Wenn Sie fertig sind, kommen Sie auf die Bettenstation», und damit ging der stattliche Mann zum Waschtrog.

Das Kantonale Spital war auf dem neusten Stand der Bautechnik: Als eines der ersten Gebäude der ganzen Stadt war es mit fliessendem Wasser ausgestattet worden, in den Badezimmern sogar mit heissem, und auf den Etagen des Gebäudes gab es Aborte mit Wasserspülung.

Billroth wusch sich die Hände, trocknete sie am Handtuch, das neben dem Trog hing und öffnete die nicht mehr ganz weisse Schürze. Er hängte sie an einen Wandhaken, fuhr sich über den sauber gestutzten Vollbart und zog die Uhr aus der Westentasche. «Halb fünf», stellte er fest, «viel Zeit bleibt mir nicht mehr.»

«Das Abonnementskonzert?», fragte Wehrli, die Nadel mit dem Faden aus Schafsdarm in der Hand, die jüngste Errungenschaft medizinischer Technik, und blickte von seiner Arbeit auf. «Es beginnt um sieben Uhr, nicht wahr?»

Billroth drehte sich nach ihm um.

«Gehen Sie auch hin?», fragte er.

«Nein. Ich darf ja nicht.»

Assistenzärzte mussten ledig sein und hatten im Spital zu wohnen. Es war ihnen nicht erlaubt, an Arbeitstagen das Gelände des Kantonsspitals zu verlassen.

«Ach so, natürlich. Musizieren Sie?»

«Ich blase das Horn.»

Billroth strahlte. «Wunderbar! Die Seele des Orchesters.»

«Ja. Hat Schumann gesagt.»

«Donnerwetter!, das stimmt. Sie sind gut, Doktor. Hören Sie: Diese Woche kann ich Sie nicht von Ihrer Dienstpflicht entbinden. Aber am nächsten Dienstagabend sind Sie dispensiert. Da findet ein Kammerkonzert statt. Ich hinterlege eine Karte für Sie. Brahms gibt sein Horntrio.»

«Horntrio?», wunderte sich Wehrli.

«Jawohl. Trio für Pianoforte, Violine und Waldhorn.»

«Das kenne ich gar nicht», gestand Wehrli.

«Natürlich nicht. Das Werk ist noch nicht erschienen», klärte ihn Billroth auf. «Sie werden die Uraufführung erleben. Das sollten Sie auf keinen Fall verpassen.»

*

«Nun, sind Sie mit dem Konzert zufrieden?», fragte Hegar, als sie vor dem Kasino unter den Kastanienbäumen standen. Er schlug den Mantelkragen hoch und schlang das Halstuch enger. Der Novemberwind fegte durch den Hirschengraben und wirbelte das Laub auf.

«Allerdings», erwiderte Brahms. Er hielt seinen nicht gerade modischen Filzhut fest, den der Wind ihm vom Kopf zu wehen drohte. «Wenn ich nur schon an die Gage denke», lachte er.

Dass er bloss scherzte, war Hegar sofort klar.

Jeder, der Brahms kannte, wusste, wie wenig ihm daran lag, mit seinen Auftritten Geld zu verdienen. Im Gegenteil, wenn er welches hatte, gab er es an die weiter, die es nötiger hatten als er. Obschon er nicht auf Rosen gebettet war.

«Spass beiseite», fuhr Brahms fort, «Ihre Musiker spielen schon ganz ordentlich», und knuffte Hegar mit dem Ellbogen in die Seite. «Sie werden sie bestimmt zu einem feinen Orchester

formen. Und auch ich habe mir keine groben Patzer geleistet.» Damit meinte er sein Klavierspiel.

«Dass Sie gleich am Anfang danebengriffen, ist Absicht gewesen, nicht wahr?»

«Natürlich», lachte Brahms. «Ich wollte den Oboisten doch nicht blamieren.»

Der Oboist des Orchesters hatte im ersten Satz von Schumanns Konzert bei der melodischen Phrase, die gleich anschliessend vom Klavier aufgegriffen wird, einen falschen Ton geblasen. Geistesgegenwärtig hatte Brahms am Flügel den falschen Ton aufgenommen, sodass der Lapsus des Oboisten gar nicht auffiel.

«Das war sehr nobel, lieber Brahms», meinte Hegar. Schmunzelnd sah er ihn von der Seite an.

Brahms zuckte mit den Schultern.

Ob Clara mit meinem Vortrag zufrieden wäre?, fragte er sich. Denn Schumanns Klavierkonzert war jedes Mal aufs Neue eine Herausforderung. Und die Interpretation des Stücks durch die Witwe des Komponisten galt allen als Massstab. Er war sich bewusst, dass er für dieses Konzert und für die noch bevorstehenden Auftritte in erster Linie als Klaviervirtuose engagiert worden war, denn als solcher war er, wenn überhaupt, bekannt, erst in zweiter Linie als Komponist, der eigene Werke zur Aufführung brachte. Doch Letzteres lag ihm weit mehr am Herzen.

«Ihre Serenade ist sehr gut aufgenommen worden», sagte Hegar, als habe er seine Gedanken erraten. Tatsächlich war dem Orchesterwerk, das weit mehr darstellte, als der Titel *Serenade* vermuten liess, vom Publikum begeistert applaudiert worden.

«Schön, schön», machte Brahms nur. «Wo gehts jetzt hin?»

«Zur Gemeindestrasse», Hegar zeigte Richtung Hottingen. «Ab morgen wohnen Sie dann am Zeltweg. Ihr Koffer ist schon dort. Heute Nacht müssen Sie mit meiner Junggesellenklausur vorliebnehmen», schob er nach. «Ist gar nicht weit.»

«Weit oder nicht weit, spielt keine Rolle. Hauptsache, es liegt eine Kneipe am Weg.»

Das hatte Hegar schon befürchtet.

Er war, noch kaum dem Knabenalter entwachsen, Student am Konservatorium in Leipzig gewesen und hatte als Geiger im Gewandhausorchester gesessen, als er Brahms bei jenem denkwürdigen Auftritt zum ersten Mal begegnete. Obschon das Konzert für Brahms zum Fiasko geriet, hatte der jugendliche Hegar in dem damals vierundzwanzigjährigen Pianisten und Komponisten das musikalische Genie erkannt. Aber auch seine Vorliebe für abendliche Gelage.

Hegar machte wohl oder übel kehrt und kämpfte sich, Brahms an seiner Seite, gegen den Wind durch die Obmannamtgasse zum Neumarkt. Dort leuchtete ihnen eine der Gaslaternen, mit denen die Stadt ihren Bürgern die Nacht fast zum Tag machte, den Weg zum Rindermarkt.

In der Öpfelchammer liess sich Brahms ein grosses Bier bringen und brach vom Brot ab, das auf dem Tisch stand. Dann verzehrte er ein üppiges Nachtessen mit viel Gebratenem und trank einen halben Krug Rotwein dazu. Nun wischte er sich den Mund und legte die Serviette auf den Tisch.

«Ich fühle mich ganz behaglich», meinte er und lehnte sich, einen Schluckauf unterdrückend, zurück.

«Wohl bekomms», sagte Hegar. Er schob, ohne sich dessen selbst gewahr zu sein, die Brosamen, die Brahms beim Essen auf den Tisch hatte fallen lassen, zusammen.

Brahms streckte die Beine unter dem Tisch aus und sah sich in der Gaststube um. Er fuhr sich mit den Händen durch das flachsb blonde Haar und liess die Mähne, Stirn und Schläfen freikämmend, hinter den Ohren in den Nacken fallen.

Diese Stirn! Und dieses Leuchten in den Augen, dachte Hegar, der Brahms gegenüber sass und ihn genau studierte. Was für ein

Gesicht. Ein Adonis ist er zwar nicht gerade, sinnierte er weiter. Auch wenn Schumann, wie es heisst, einen in ihm gesehen hat. Aber das ist zehn Jahre her. Nein, stellte er fest, dafür ist der Kopf zu gross, der Thorax zu mächtig, die ganze Gestalt zu gedrungen.

Der glattrasierte Hegar selbst sah mit seinem schwarz gelockten Haar, den ernsten Augen, dem starken Kinn und dem sinnlichen Mund ausgesprochen gut aus. Der Vierundzwanzigjährige machte nicht nur als Geiger und Dirigent eine gute Figur. Auch seine äussere Erscheinung brachte viele Damen zum Schwärmen.

Brahms winkte der Serviererin.

Derweil beförderte Hegar das Brosamenhäufchen diskret in seine hohle Hand und liess es in einer Serviette verschwinden.

«Gibts hier auch Kaiserschmarrn?», fragte Brahms, als die Serviererin vor ihm stand.

Sie schaute ihn gross an.

Hegar versuchte, ihr zu erklären, was sein Gast wünschte.

«Aha. *Öppis wi Öpfelrööschi?*», meinte die Frau. «Nein, haben wir nicht. Nur *Öpfelchüechli*.»

«Opfl...? Upfl...? Kch-ch... Wie sagten Sie?»

«Geben Sie sich keine Mühe», mischte sich Hegar ein. «Das ist das schwierigste *züritütsche* Wort überhaupt. Ich als Basler kriegs auch nicht hin. Das schaffen Sie nie.»

«Das glauben Sie», lachte Brahms.

Er liess nicht locker, bis er sich eine Portion *Opfelkchuäekchli* bestellt hatte. Als der Nachtisch vor ihm stand, verlangte er dazu ein Gläschen Kirsch. Hegar konnte nicht mithalten. Er hatte sich ein Stück Siedfleisch und ein Bier bestellt, damit Brahms nicht allein tafeln musste, aber dabei blieb es.

Am andern Ende der niedrigen Gaststube stand ein untersetzter, mürrisch dreinblickender Mann mit Geheimratsecken, schwarzem Bart und Brille vom Tisch auf, ging leicht schwan-kend zur Tür und griff dort nach Mantel und Hut.

Zwei Gäste, die eben hereinkamen, traten im Eingang mit einer Verbeugung zur Seite.

Der Mann winkte unwirsch ab.

«Wer ist das?», fragte Brahms.

«Unser Staatsschreiber», raunte Hegar ihm ins Ohr, kaum war der Mann draussen. «Wir sitzen hier in seinem Stammlokal.»

«Wie heisst er?»

«Gottfried Keller.»

«Ach ja? Wie der Dichter?»

«Er *ist* der Dichter.»

«Was!?», rief Brahms.

«Sie kennen ihn?», staunte Hegar.

«Sicher! Der Grüne Heinrich. Das Fähnlein der Sieben Aufrechten. Das kennt doch jeder. Ich achte ihn hoch. Sie hätten mich ihm vorstellen müssen.»

«Das kann ich doch nicht. Ich kenne ihn ja nicht persönlich. Und er mich schon gar nicht.»

Aber Brahms insistierte und nahm Hegar, der nach dem anstrengenden Tag zu keinem Widerstand mehr fähig war, das Versprechen ab, ihn bei der nächsten Gelegenheit mit dem verehrten Dichter bekannt zu machen.

Sie brachen Richtung Gemeindestrasse auf.

Dort führte Hegar den Gast in seine tadellos aufgeräumte Wohnung. Denn Brahms, das wusste Hegar, zog eine einfache Bleibe jedem Stadthotel vor. Er zündete das Kerzenlicht an, während Brahms seine lederne Umhängetasche in den Flur stellte, in der er in der Hauptsache Bücher und ansonsten nur das Allernötigste mit sich trug. Dann liess er sich im Wohnzimmer in einen Sessel fallen und sah sich um.

«Hier gefällt's mir», sagte er und riss sich Kragen und Binde vom Hals. «Gottlob bleibt mir die Villa Wesendonck erspart.»

Mathilde Wesendonck hatte ihm, als sie hörte, dass er in Zürich auftreten würde, in einem schmeichlerischen Brief angebo-

ten, in ihrer *Villa auf dem grünen Hügel* in der Enge zu logieren. Aber Brahms hatte höflich abgesagt. Er wusste aus erster Hand über das herrschaftliche Haus der Wesendoncks Bescheid, über die exaltiert geistreichen Gespräche, die die Dame des Hauses jederzeit und überall mit jedem führen wollte, über all den Pomp und das aufgeblasene Getue ihrer Gäste und hatte sich gedacht, das Haus passe vielleicht zum grossen Richard Wagner, aber sicher nicht zum kleinen *Jehann* aus dem Hamburger Gängeviertel. Obschon er mittlerweile die meiste Zeit in Wien lebte, war sich Brahms seiner geringen Herkunft nur allzu bewusst.

«Darf ich?», fragte er, ehe er sich eine *Laferme* ansteckte. Die winzige Zigarre aus der Dresdner Fabrik war der einzige Luxus, den er sich leistete. Als sein Gastgeber nickte, fragte er weiter: «Hätten Sie mir vielleicht noch einen Schlummertrunk, lieber Hegar? Ein Gläschen Eierpunsch etwa? Nein? Aber einen Schluck Tokayer, etwas in der Art?»

«Hören Sie, Brahms: Es stehen noch einige Konzerte bevor. Vielleicht sollten Sie schlafen.»

«Ebendarum», lachte Brahms und blies mit vorgeschobener Unterlippe den Rauch von sich.

Auch mit Tokayer konnte Hegar nicht aufwarten. Aber er holte eine Flasche Portwein aus dem Schrank, die er von seinem Vater für festliche Gelegenheiten geschenkt bekommen hatte.

«Fabelhaft», schwärmte Brahms, als er an dem Glas genippt hatte. Dann leerte er es in einem Zug.

Hegar begann, sich Sorgen zu machen.

Für die kommenden Tage waren noch zwei Kammerkonzerte angesagt, «*unter Mitwirkung des Herrn Johannes Brahms aus Wien*», wie es in der Zeitung hiess, «*Billets zu 5 Franken in der Musikalienhandlung der Gebrüder Hug am Rennweg*.»

Kammerkonzerte, Anlässe also, bei denen nur ein, zwei oder eine Handvoll Musiker auftraten, waren bei den Zürcher Musikfreunden *en vogue*. Bei derartigen Konzerten bekam man etwa

ein Klavierrezital, einen Liedervortrag oder eine Violinsonate zu hören, oder es wurde im Trio oder Quartett, manchmal Quintett oder Sextett gespielt. Für Samstagabend war ein solches Konzert mit Johannes Brahms angekündigt; Klavierstücke, Lieder und ein Streichquartett standen auf dem Programm. Nächste Woche ein weiteres, bei dem sein Horntrio zur Uraufführung gelangen sollte. Zum Abschluss seiner Schweizer Tournee fand dann noch eine Kammermusik-*Soirée* in Winterthur statt. Orchesterkonzerte wie das des heutigen Abends waren eher selten. Aber Billroth hatte angedeutet, dass er am Sonntag ein zusätzliches, privates Konzert mit dem Orchester veranstalten wolle, bei dem Brahms hoffentlich sein Klavierkonzert spielen werde. Bei allen Konzerten, auch dem in Winterthur, war Hegar entweder stabführend, oder er wirkte als Konzertmeister, also als erster Geiger, oder als Kammermusiker mit. Für seine Serenade hatte Brahms heute selbst auf dem Podium gestanden.

Hegars Gast war also zweimal als Solist und einmal als Dirigent aufgetreten. Ermüdet hatten ihn die Auftritte allem Anschein nach nicht. Der Mann strotzt vor Energie, dachte Hegar, der selber ja auch ein rastloser Schaffer war. Wo nimmt er die bloss her? Er rieb sich die Augen.

«Wenn Sie erlauben, ziehe ich mich jetzt zurück», erklärte er. «Ihr Zimmer ist gleich nebenan.»

«Ich bleibe noch ein Weilchen sitzen. Ich finde es hier überaus gemütlich», erwiderte Brahms.

*

«Sie kommen doch noch auf ein Glas zu mir, Lübke», sagte Billroth, als sich der Kasinosaal geleert hatte und die Gaslichter gelöscht wurden. «Dann besprechen wir alle Einzelheiten, damit es mit dem Konzert am Sonntag auch wirklich klappt.»

Wilhelm Lübke, ein würdiger Vierzigjähriger mit krausem Bart und sorgfältig nach hinten frisiertem Haarschopf, seines Zeichens Professor für Kunstgeschichte am Eidgenössischen Polytechnikum und als solcher Nachfolger des grossen Jacob Burckhardt, willigte sofort ein. Er war vom eben gehörten Brahmskonzert genauso angetan wie sein Freund.

Sie schlüpften in ihre Mäntel, legten die Schals um, zogen die Handschuhe an, setzten ihre Zylinder auf und marschierten los. Als sie in Billroths Haus an der Plattentrasse ankamen, schliefen dessen Frau und Kinder längst. Die zwei Männer setzten sich in den Salon, und Billroth kredenzte ein Glas Rheinwein. Dazu offerierte er eine Zigarre.

«Auch wenn wir die ersten und einzigen Deutschen sein sollten, die ihn wertschätzen», fing Billroth an, «wir müssen Brahms hier in Zürich eine Bühne bieten. Der Mann verdient es, er ist ein Genie. Ich will unbedingt, dass er noch seine zweite Serenade dirigiert, die in A-Dur. Und vor allem, dass er hier sein Klavierkonzert spielt. Es ist ein eigenwilliges, aber grossartiges Werk. In Hamburg wurde es sehr kühl aufgenommen, und in Leipzig wurde er dafür ausgepöfcht. Das muss ihn schwer gekränkt haben. Er hat es seither kaum mehr gespielt.»

«Das ist mir bekannt. Wir lesen wohl die gleichen Zeitungen, mein Freund», lachte Lübke, nahm einen Schluck Rheinwein und widmete sich dann seiner Zigarre. Gemächlich blies er den Rauch aus. «Aber wie soll das gehen?», fragte er. «Die Musiker haben sich doch längst verabschiedet. Ich dachte, es stünden in Zürich nur noch zwei Kammermusikabende auf dem Programm. Und eines in Winterthur.»

«Das stimmt. Aber ich habe Wesendonck in die Pflicht genommen. Sie wissen ja, seine Frau ist Feuer und Flamme für Brahms», lachte Billroth und wedelte mit dem Arm durch die Luft, um zu zeigen, was er von ihren Motiven hielt. «Es wird

ein Privatkonzert geben», fuhr er fort und klopfte die Asche ab. «Wesendonck mietet den Kasinosaal und heuert Hegar mit dem kompletten Orchester an. Er bezahlt die ganze Chose, aber wir müssen alles in die Wege leiten.»

«Und das heisst?»

«Die Musiker bei der Stange halten. Die meisten habe ich schon gefragt. Es wird kaum einer absagen, denke ich. Ich werde Kirchner mit ins Boot holen ...»

«Der ist als Dirigent doch passé», wandte Lübke ein.

Theodor Kirchner hatte sich wegen seiner oft unflätigen Art und seines exzentrischen Lebensstils in den Augen des Präsidenten der Allgemeinen Musikgesellschaft als Dirigent der Abonnementskonzerte unmöglich gemacht und war deshalb abgewählt worden. Dass er mit der berühmten Pianistin Clara Schumann, der Witwe des Komponisten, die sieben Kinder allein grossziehen musste, eine Liaison eingegangen war und sie dann hatte sitzenlassen, war in Musikkreisen ein offenes Geheimnis.

«Einerlei», meinte Billroth. «Er kennt Brahms und sein Klavierkonzert wie kein Zweiter. Er *muss* es dirigieren, ich bestehe darauf. Wir müssen bloss noch die Noten beschaffen. Die sind in Basel, vielleicht in Wien oder weiss Gott wo. Die müssen à tout prix hierher. Wenn nötig, per Kurier. Es eilt also. Könnten Sie sich gleich morgen früh darum kümmern? Ich werde im Operationssaal erwartet, wissen Sie.»

«Ist mir klar. Sicher, das übernehme ich.»

«Schön. Sodann müssen wir bei Hug einen Flügel besorgen, denn der von heute Abend ist wohl schon abtransportiert.»

«Mache ich. Ich kenne Hug persönlich.»

«Gut. Dann sollten wir den Anlass auch noch publikmachen.»

«Reicht denn die Zeit, ein Zeitungsinserat zu platzieren?»

«Darauf verzichten wir. Wir verkaufen auch keine Billetts, die Aufführung soll umsonst sein. Wir nennen es eine öffentliche

Orchesterprobe, es soll jeder kommen dürfen, der Lust hat. Ich will, dass der Saal voll wird. Voller wahrer Musikfreunde.»

«Also überallhin weitersagen?»

«Jawohl, nach allen Ecken und Enden», lachte Billroth.

*

Kaum war Hegar in seinem Zimmer verschwunden, fiel Brahms in eine melancholische Stimmung. Wieso musste ihn Hegar auch auf seinen Engel ansprechen? Nun, er hatte ihn ja gar nicht auf das Fräulein angesprochen – wie könnte er, er wusste ja nichts von ihr –, aber dennoch, er hatte seine Erinnerung an sie wachgerufen.

Brahms griff sich an die Stirn.

Elisabeth!, seufzte er stumm. Bittersüsse Gedanken suchten ihn heim. Halb schwelgte er darin, halb versuchte er, sie loszuwerden. Wieso war er immer noch nicht von diesem Leiden geheilt? Er stand auf, steckte sich eine weitere *Laferme* an und ging in Hegars Stube auf und ab. Das half.

Agathe!, musste er jetzt denken, ob er wollte oder nicht. Dabei war diese Geschichte doch schon seit Jahren vorbei.

Er setzte sich wieder.

Clara!, rief es in seinem Herzen. Meine Liebe. Wenn ich jetzt bloss mit ihr reden könnte. Was gäbe ich dafür, ihren Zuspruch zu hören. Oder auch ihre Kritik. Beides wäre unendlich viel wert. Er wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel. Ich muss ihr unbedingt schreiben, dachte er. Sobald ich dazu komme.

Wie immer, wenn er an Clara Schumann dachte, war er innerlich im nächsten Augenblick bei seiner Mutter. Sie war vor wenigen Monaten in Hamburg gestorben. Ach, Mutter, dachte er, mein liebes Mütterlein.